

MARIO GIORDANO

Tante Poldi UND DIE
SIZILIANISCHEN
LÖWEN



KRIMINALROMAN

Liebe

Mario Giordano
Tante Poldi und die sizilianischen Löwen

Weitere Titel des Autors:

Apocalypsis
Apocalypsis II
Apocalypsis III

Wir waren Papst. Das Apocalypsis-Interview

Jerry Cotton Reloaded I

Titel in der Regel auch als Hörbuch
und E-Book erhältlich

MARIO GIORDANO

Tante
Poldi UND DIE
SIZILIANISCHEN
LÖWEN

Kriminalroman

LÜBBE

Dieser Titel ist auch als Hörbuch und E-Book erschienen



Originalausgabe

Copyright © 2015 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Daniela Jarzynka

Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München

Einband-/Umschlagmotiv: © einsdreiundsechzig.com

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Scala Pro und der Scala Sans Pro

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-431-03914-6

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter: www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

1. Kapitel



Erzählt, wie und warum die Poldi nach Sizilien kommt und was ihre Schwägerinnen davon halten. Ohne Perücke und Brandyflasche läuft gar nichts. Die Poldi lädt zum Schweinsbraten, macht ihrem Neffen ein Angebot, das er nicht ablehnen kann, und lernt ihre Nachbarn in der Via Baronessa kennen. Kurz darauf fehlt allerdings schon einer.

An ihrem sechzigsten Geburtstag zog meine Tante Poldi nach Sizilien, um sich dort gepflegt zu Tode zu saufen und dabei aufs Meer zu schauen. Das jedenfalls befürchteten wir alle, aber es kam eh immer was dazwischen. Sizilien ist kompliziert, nicht mal sterben kann man einfach so, *immer* kommt einem was dazwischen. Und dann geht nachher alles ganz schnell, und jemand ist ermordet worden, und niemand will irgendwas gesehen oder gewusst haben. Ganz klar, dass meine Tante Poldi, stur und bayerisch wie sie war, die Dinge selbst in die Hand nehmen und für Ordnung sorgen musste. Und damit fingen die Schwierigkeiten an.

Meine Tante Poldi. Eine glamouröse Erscheinung, immer für einen dramatischen Auftritt gut. In den letzten Jahren hatte sie etwas an Gewicht zugelegt, und, zugege-

ben, Alkohol und Schwermut hatten ein paar Furchen in ihre äußere Erscheinung gepflügt, aber sie war immer noch eine attraktive Frau und kopfmäßig eh voll auf der Höhe, meistens zumindest. Modisch sowieso. Als damals *Music* von Madonna erschien, trug die Poldi als Erste in der Westermühlstraße einen weißen Cowboyhut. In einer meiner ältesten Erinnerungen sehe ich sie noch zusammen mit meinem Onkel Peppe in einem leuchtend orangefarbenen Hosenanzug auf der Terrasse meiner Eltern in Neufahrn, in der einen Hand ein Bier, in der anderen eine Rothähndle, und die ganze Welt bebte unter ihrem Lachen mit, das sie mit ihrem ganzen Körper zu bilden schien und das unerschöpflich in Schüben aus ihr herausbrach. Nur unterbrochen von den Zoten und Flüchen, deren Wiederholung mich am nächsten Tag zum Star des Schulhofs machten.

Isolde und Giuseppe hatten sich in München beim Fernsehen kennengelernt, wo die Poldi Kostümbildnerin und mein Onkel Peppe Schneider war, ein Beruf, den er aus Mangel an anderen Talenten und Visionen von seinem tyrannischen und hypochondrischen Vater übernommen hatte, meinem Großvater, dem es ansonsten ebenfalls an Talenten und Visionen gemangelt hatte, ganz im Gegensatz wiederum zu *seinem* Vater, also meinem Urgroßvater Barnaba, der ohne ein einziges Wort Deutsch zu sprechen in den Zwanzigerjahren nach München emigriert war, um dort einen lukrativen Südfrüchtegroßhandel aufzuziehen und reich zu werden. Aber ich komme ins Plaudern.

Es war die ganz große Liebe zwischen der Poldi und meinem Onkel Peppe. Leider sind dann ein paar Dinge gründlich schiefgelaufen. Zwei Fehlgeburten, der Al-

kohol, die Frauengeschichten meines Onkels, die Scheidung von meinem Onkel, die Krankheit meines Onkels, der Tod meines Onkels, die Sache mit dem Grundstück in Tansania und einige andere unerfreuliche Wendungen, Verwerfungen und Erdrutsche des Lebens haben der Tante die Schwermut beschert. Und dennoch hat sie weiterhin viel gelacht, geliebt, gesoffen und die Dinge einfach nicht auf sich beruhen lassen können, wenn ihr irgendwas gegen den Strich ging. Also im Grunde immer.

Die Poldi hatte ihren Beruf als Kostümbildnerin geliebt. Aber in den letzten Jahren hatte sie immer öfter Aufträge an jüngere Kolleginnen verloren. Es lief schlechter beim Fernsehen, die See war rauer geworden, und mit der Zeit hatte die Poldi dann auch langsam die Lust am Berufsleben verloren. Blöderweise hatte die unselige Angelegenheit in Tansania damals sie fast um ihr ganzes Sparbuch gebracht. Aber dann waren ihre Eltern kurz hintereinander verstorben und hatten ihr das kleine Häuschen am Stadtrand von Augsburg hinterlassen. Und weil meine Tante Poldi das Haus und alles was damit zusammenhing eh gehasst hatte – was also lag da näher, als sich zusammen mit ihren restlichen Ersparnissen und ihrer kleinen Rente einen Herzenswunsch zu erfüllen: Sterben mit Meerblick. Und Familie.

Wobei der Familie in Sizilien natürlich schwante, dass die Poldi ihrem Sterben mit dem einen oder anderen Gläschen nachhelfen wollte, bei ihrem Hang zur Schwermut, und dass man dagegen ansteuern müsse, mit allen Mitteln, auf allen Ebenen. Wenn ich jetzt Familie sage, dann meine ich vor allem meine drei Tanten Teresa, Caterina und Luisa und meinen Onkel Martino, Teresas

Mann. Tante Teresa, denn die hat bei uns das Sagen, versuchte, die Poldi zu überzeugen, zu ihnen nach Catania zu ziehen, schon der sozialen Kontrolle wegen.

»Geh, Poldi, was willst bloß da draußen ganz alleine?«, lamentierte sie in ihrem besten Münchenerisch. »Zieh halt zu uns in die Nähe, dann hast immer jemand zum Ratschen und Kartenspielen, kannst alles zu Fuß erledigen, Theater, Kinos, Supermarkt und Krankenhaus alles praktisch um die Ecke, und ein paar schöne Polizisten hat's da bei uns sogar auch.«

Aber keine Chance. Meerblick lautete Poldis interne Zielvereinbarung mit ihrer Schwermut, und Meerblick bekam sie, zusammen mit einem atemberaubenden Panorama von der Dachterrasse. Vorne das Meer und – bitte einmal umdrehen – hinten der Ätna. Was will man mehr? Blöd nur, dass die Poldi es mit ihrem schlimmen Knie kaum noch die Stufen zum Dach hinaufschaffte.

Torre Archirafi ist ein verschnarchtes, freundliches Nest an der Ostküste Siziliens zwischen Catania und Taormina, und wegen der kilometerlangen Uferlinie aus scharfkantigen, massiven Lavafelsen praktisch ungeeignet für jegliche Art touristischer Ausbeutung, Gentrifizierung und Verschandelung. Sollte man jedenfalls meinen. Tatsächlich hält das die Bewohner nicht davon ab, ihren Müll am Ufer zu entsorgen, sich gegenseitig nach Kräften das Leben schwerzumachen und im Sommer klotzige Holzplattformen und Imbissbuden zwischen die Uferfelsen zu rammen, wo sich dann am Wochenende Familien und junge Leute aus Catania zum Sonnenbaden, Essen, Zeitunglesen, Streiten, Essen, Radiohören, Essen und Flirten drängeln, und das alles non-stop beschallt von unidentifizierbarem Bassgewummere

und betäubt von einem Dunst aus Kokosöl, Frittierfett und Fatalismus. Und mittendrin: meine Tante Poldi. Ich habe es nie verstanden, aber sie liebte es.

Dagegen der Winter in Torre: klamm, feucht, ein Meer aus Blei und Härte, das gegen die vorgelagerten Wellenbrecher anfaucht, als ob es sich den ganzen Ort holen wolle, und mit seinem Atem aus Salzdunst Schwarzsimmelblumen an jede Zimmerdecke kleckst. Die Klimaanlage und schwachbrüstigen Heizungen haben keine Chance. Bereits im ersten April nach ihrem Einzug in der Via Baronessa musste meine Tante Poldi das ganze Haus neu weißeln lassen. Und jedes Jahr wieder aufs Neue. Die Winter in Torre sind kein Spaß, aber dafür sind sie immerhin kurz.

Zum Einkaufen fährt man ins nahegelegene Riposto oder besser gleich in den Megamercato Hipersimply, wo man eh alles kriegt. In Torre selbst gibt es nur noch den kleinen *Tabacchi* von Signor Bussacca für das Nötigste, die Bar-Pasticceria Cocuzza mit der traurigen Signora und ein Ristorante, um das sogar die Katzen einen Bogen machen. Immerhin hat Torre Archirafi eine Mineralwasserquelle zu bieten, und obwohl die Abfüllanlage am Hafen schon in den Siebzigerjahren stillgelegt wurde, ist meinen Tanten *Acqua di Torre* immer noch ein Begriff. Aus einer Seitenwand der alten Wasserfabrik ragt eine Reihe von Messinghähnen heraus, wo die Bewohner von Torre kostenlos ihr eigenes Mineralwasser zapfen können.

»Und wie schmeckt's?«, fragte ich höflich, als mir die Poldi zum ersten Mal von der öffentlichen Mineralwasserzapfstation vorschwärmte wie von einem Schokoladenbrunnen.

»Scheußlich, natürlich, was denkst denn du? Aber der Lokalpatriotismus treibt's rein.«

Geschlagene vier Wochen hatte mein Onkel Martino, der in seinem Berufsleben Vertreter für Tresore und Kassenanlagen für Banken gewesen war, auch sehr lukrativ, und der sich in Sizilien auskennt wie kein Zweiter, die Poldi kreuz und quer zwischen Siracusa und Taormina auf der Suche nach einem geeigneten Haus herumgefahren. Meine Tanten hatten die Poldi immerhin überreden können, sich auf einen Radius von höchstens einer Autostunde um Catania herum zu beschränken. Aber kein Haus erfüllte Poldis Wünsche, immer hatte sie etwas zu mäkeln, zu bekritteln oder zu bespotten. Dabei gab es im Grunde nur ein einziges, ziemlich esoterisches Kriterium.

»Weißt«, raunte mir die Poldi einmal zu, »es ist ganz einfach, und ich spür's immer gleich. Es gibt gute Orte mit guten Schwingungen und schlechte Orte mit schlechten Schwingungen. Dazwischen, weißt, gibt's nix, des ist sozusagen digital, die Binärstruktur des Glücks.«

»Die was???'«

»Jetzt unterbrich mi fei nicht immer. I spür des sofort, ob ein Ort gut ist oder schlecht. Kann eine Stadt sein, ein Haus, eine Wohnung, ganz egal. I spür's sofort. Die Energie. Des Karma. Ob des Eis trägt, verstehst? I spür des einfach.«

Bloß eben bei keinem Haus, das die Tanten für sie aussuchten. Das Eis trug nie, und das machte selbst Onkel Martino allmählich mürbe, was etwas heißen will, denn der wird sonst mit jeder Stunde hinter dem Lenkrad frischer, lehnt Klimaanlage ab, trinkt selbst im Au-

gust aus Prinzip nie einen Schluck Wasser, raucht dafür aber etwa so viel wie er atmet.

Ich erinnere mich an Ausflüge mit Onkel Martino in den Sommerferien, wenn ich wegen des ersten Sonnenbrandes eine kleine Strandpause einlegen musste. *Ausflüge!* Zwölfstündige Autofahrten durch Dantes Inferno, durch Luft wie geschmolzenes Glas, ohne Wasser oder Kühlung, in einem völlig verqualmten Fiat Regata. Wenn ich die Seitenscheibe herunterkurbelte, flämmte und schmirgelte mir der Schirokko das Gesicht weg, also atmete ich lieber weiter Zigarettenqualm. Die ganze Zeit über quasselte Onkel Martino ohne Unterlass auf mich ein. Über die Geschichte Siziliens, die Herkunft der besten Pistazien, Lord Nelson und die Geschwister Brontë, das Leben im Mittelalter, Friedrich II., die Vucceria von Palermo, den Zug der Thunfische und die Überfischung durch die japanischen Trawler und die Mosaiken von Monreale. Er kommentierte Live-Übertragungen von *Radio Radicale* aus dem italienischen Parlament. Er dozierte über Zyklopen, Griechen, Normannen, Araber, General Patton und Lucky Luciano und die gelben Seidentücher. Über die einzig denkbare Herstellung einer Granita. Über Engel, Dämonen, die Trinacria, die Wahrheit über Kafka und den Kommunismus und das Verhältnis von Körpergröße und Delinquenz innerhalb der männlichen Bevölkerung Siziliens. Faustregel: je kleiner der Mann, desto gefährlicher und umso wahrscheinlicher Mafioso. Dass ich kaum etwas verstand, störte ihn nicht. Mein Italienisch war saumiserabel. Außer einigen hilfreichen Schimpfwörtern und *che schifo, allucinante, birra, con panna, boh, beh* und *mah* – dem Reisewortschatz für Jugendliche am Strand eben – praktisch nicht vorhanden.

Meinem Onkel Martino war das völlig Wurst, selbst dass ich irgendwann noch nicht einmal mehr die Kraft aufbrachte, irgendein Lebenszeichen von mir zu geben. Er fuhr einfach weiter, rauchend, quasselnd, mit jeder Stunde frischer und jünger, wie so eine Art sizilianischer Dorian Gray. Zwischendurch, in jenen seltenen Momenten, wenn er kurz schwieg, um sich eine neue MS anzuzünden, raunte er den Namen seiner Frau.

»Teresa!«

Einfach so, ganz unvermittelt, als sei sie irgendwo in der Nähe, im Kofferraum oder unter dem Rücksitz, und er müsse ihr etwas Wichtiges mitteilen.

»Teresa!«

Man musste auf diese seltsame Beschwörungsformel der Liebe nicht antworten, und meine Tante Teresa versicherte mir einmal, dass sie ihn jedes Mal rufen höre, ganz egal, wie weit er auch weg sei.

Hin und wieder hielten wir vor einer Provinzbank in irgendeinem ausgeglühten Kaff, wo ich endlich eine Cola bekam und Onkel Martino einen *Caffè* mit dem Bankdirektor trank, ein Geschäft abschloss oder einer verkeilten Tresortür die Hand auflegte, woraufhin die sich auf wundersame Weise wieder öffnete. Er hatte so seine Tricks im Geschäftsleben, mein Onkel Martino, zu denen auch das Pilzesuchen gehörte. Nebenbei aber zeigte er mir dann okkulte Templerfresken in achteckigen romanischen Kirchen, kühle Geheimgänge in arabischnormannischen Burgen und anzügliche Stuckarbeiten in barocken Palästen. Was er eben so alles bei seinen Touren quer durch Sizilien entdeckt hatte.

Niemand kennt Sizilien also besser als mein Onkel Martino, aber ein geeignetes Haus für die Poldi zu fin-

den, stellte selbst seinen Erfahrungsschatz und seine Ortskenntnis, ja, seine gesamte Lebensweisheit gehörig auf den Prüfstand.

»Meine Taktik in den ersten Tagen«, gestand er mir, »war, die Poldi mürbe zu machen, weichzukochen, damit sie sich rasch entscheidet und ein Haus in der Nähe nimmt. Hitze, Autofahren, Frustration – eigentlich die perfekte Zermürbungstaktik. Aber deine Tante Poldi ist unzerstörbar, einfach unverwundlich. Ein Panzer. Sie stöhnt und flucht, der Schweiß strömt ihr unter der Perücke ins Gesicht wie aus einem undichten Fass, aber sie gibt nicht auf. Sie ist zäh. Madonna, ich habe alles versucht.«

»Und wie habt ihr das Haus schließlich gefunden?«

»Zufall.«

Er schwieg und rauchte, rauchte und schwieg. Ich wartete. Auch eine Art Zermürbungstaktik. Wirkt beim Onkel immer, denn der *will* ja reden, der kann gar nicht anders, als sich ewig mitzuteilen.

»*Beh!* Also, hör zu. Letzter Tag, Nachmittag, fünf Häuser abgeklappert, ich am Rande der Verzweiflung, am Ende meines Lateins, brauche dringend einen *Caffè*. Und biege also an der nächsten Kreuzung von der *Provinciale* ab.«

»Nach Torre Archirafi.«

»Ich sag ja, Zufall. Wir hatten da gar kein Haus auf der Liste. Wir nehmen bloß einen *Caffè* in der kleinen Bar, du weißt schon, die mit der traurigen Signora an der Kasse, und ich komme mit einem Herrn ins Plaudern über dies und das. Und die Poldi? Wird schon wieder unruhig, will weiter. Ich aber lasse mich nicht hetzen, brauche eine Pause, nehme noch einen *Caffè* und plaudere

mit dem netten Herrn weiter. Die Poldi hält es aber nicht aus, stürmt aus der Bar – und verschwindet.«

»Verschwindet? Die Poldi? Wie geht das denn?«

»Madonna, bildlich gesprochen, natürlich! Kehrt einfach nicht zurück. Nach einer Weile mache ich mir dann doch Sorgen und gehe sie suchen.«

Zigarette ausdrücken, neue aus der Packung rütteln, anzünden.

»Findest sie aber nicht«, versuchte ich, ihn zurück in die Spur zu lotsen.

»Als ob der Ort sie einfach verschluckt hätte. Also spreche ich den Priester an, der mir gerade entgegenkommt und gebe ihm eine Beschreibung der Poldi. Und Hochwürden gleich begeistert, weiß schon Bescheid. Ah, die nette Signora Poldina aus Monaco di Baviera! Meinen Namen kennt er auch schon, sämtliche Familienverhältnisse, weiß von der Haussuche und deutet auf ein ehemaliges Fischerhaus in der Mitte der Gasse, in der wir stehen. Und was sehe ich? Eine Ruine, sage ich dir, vollkommen heruntergekommen, nur Katzen, Eidechsen, Ginster und Gespenster. Aber als ich hingehe, sehe ich die Poldi schon aufgekratzt zwischen den alten Lavasteinmauern Räume abschreiten und mit den Füßen wippen und aufstampfen. Als sie mich sieht, ruft sie: ›Es trägt! Das ist es! Das ist ein guter Ort! Hast du gesehen, wie die Straße heißt? Super Schwingungen, eine ganz reine positive Energie!« Ihre Worte. ›Das ist mein Haus«, hat sie immer wieder gerufen. Widerspruch zwecklos, du kennst sie ja.«

»War das Haus denn überhaupt zu verkaufen?«

»Machst du Witze? Hast du nicht zugehört?« Der Onkel faltete die Hände wie zum Gebet und schüttelte sie

lebhaft vor der Brust. »Eine Ru-i-ne! Natürlich pappte da sogar noch ein uralter ›Vendesi‹-Zettel mit Telefonnummer an der Hauswand. Der Besitzer hat es kaum glauben können, als die Poldi ihn anrief. Den Rest kennst du ja. Wenn du mich fragst, hat sie zu viel bezahlt für diese Ruine, da hätte sie dir oben lieber ein vernünftigeres Bad einbauen lassen sollen.«

Ich weiß nicht, ob meine Tante Poldi zu viel für das Haus in der Via Baronessa bezahlt hat, und es ist mir auch herzlich egal. Großzügige Menschen kann man nicht übers Ohr hauen, und die Poldi ist der großzügigste Mensch, den ich kenne. Sie hat sich nie etwas schenken lassen oder noch billiger haben wollen. Sie hat jeden gut bezahlt, der ihr geholfen hat, die Handwerker, den *Spazzino* und Valentino, und im Restaurant immer ein ordentliches Trinkgeld gelassen. Nicht, dass sie mit dem Geld nur so um sich geworfen hätte, so dicke hatte sie es nun auch nicht, aber es war ihr eben auch nicht besonders wichtig.

Tatsache jedenfalls, dass sie mit dem Haus einen Volltreffer gelandet hatte. Das bestätigte auch mein Cousin *Ciro*, der Architekt ist und es wissen muss. Gemäß den Wünschen und den bescheidenen finanziellen Mitteln der Poldi restaurierte er im Laufe des nächsten Jahres das Haus in der Via Baronessa und stattete es genau so aus, wie die Poldi es wünschte. Es war wirklich ein schönes, schlankes Haus. In zweiter Reihe am Meer gelegen, nicht zu klein, nicht zu groß, dreistöckig mit einem barocken Balkon, einem kleinen *Cortile* und eben jener Dachterrasse mit diesem spektakulären Ausblick auf Meer und Vulkan. Eingeklemmt in eine schattige Gasse hinter der Uferpromenade, leuchtete es in Veilchenblau und

Sonnengelb, mit grünen Fensterläden und einem klotzigen Messingschild, das jedem schon von Weitem verkündete, wer dort in der Via Baronessa 29 wohnte: Isolde Oberreiter. Meine Tante Poldi. Und alle paar Wochen oben unterm Dach auch ihr Neffe aus Deutschland. Irgendwie gehörte ich von Anfang an zur Einrichtung wie die afrikanischen Ebenholzgötzen und die beiden lebensgroßen Porzellanpudel.

Als das Haus dann im Jahr darauf bezugsfertig war, die Münchner Wohnung leer bis auf die Gespenster der Erinnerung, der Möbelwagen unterwegs Richtung Alpen, Apennin und Ätna – wartete Poldis alter Alfa Romeo vollgepackt und vollgetankt in der Westermühlstraße auf seine letzte große Tour. Und auf mich eben auch. Denn da meine Tante Poldi eine Heidenflugangst hatte und ihr eine so lange Autofahrt alleine und in nüchternem Zustand nicht zuzumuten war, hatten mich die Tanten gedrängt, die Poldi von München bis Torre Archirafi zu chauffieren.

»Du kannst dir deine Zeit doch einteilen und bist ungebunden«, erklärte meine Tante Caterina, die Stimme der Vernunft in unserer Familie, mir am Telefon. »Und schreiben kannst du genauso gut bei uns, vielleicht sogar besser.«

Womit sie meinte: Da du ja ohnehin arbeitslos und arbeitsscheu bist und noch nicht einmal ein Freundin hast, obwohl andere Männer in deinem Alter längst Familie haben, kannst du genauso gut auch bei uns herumgammeln, vielleicht ist es ja noch zu etwas gut.

Und das war es dann ja auch schließlich.

Zwischen München und Torre Archirafi stand mir jedoch noch eine vierunddreißigstündige Autofahrt in

Isoldes übermotorisiertem Achtzigerjahre-Alfa mit den Überrollbügeln bevor, den sie ums Verrecken nicht gegen einen praktischeren Panda eintauschen wollte und den sie ohnehin nur selten bewegte, da man dazu ja amtlich nüchtern sein musste.

»Wir könnten doch bis Genua fahren und dann gemütlich die Fähre bis Palermo nehmen«, schlug ich zaghaft vor, aber die Poldi sah mich nur mitleidig an. Mein Fehler. Hätte ich wissen müssen. Wenn sie ein Wort wirklich von Herzen verachtete, dann *gemütlich*.

»Mei, wenn dir des jetzt zu viel ist mit mir ...«

»Passt schon«, ächzte ich, und wir zuckelten los, nie über Hundert, schlichen unterm Brenner durch, perlten den ganzen Stiefel hinab, krochen an Mailand, Florenz, Rom und Neapel vorbei, immer *Autostrada* bis Reggio Calabria, verschlangen die ersten *Arancini di riso* morgens auf der Fähre zwischen Scilla und Charybdis, verführten uns in Messina, und ab da bestand die Poldi darauf, das letzte Stück bis Torre selbst zu fahren. Sie ließ den asthmatischen Alfa aufröhren und gab Stoff. Als wir in Torre ankamen, küsste ich den Boden und dankte der Muttergottes für meine Rettung und Wiedergeburt.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag«, ächzte ich. Denn das war genau der Tag, an dem meine Tante Poldi sechzig wurde.

Alle paar Tage kamen Onkel Martino und die Tanten in Torre vorbei, um nach der Poldi zu sehen. Meine Tanten hatten nämlich auch ein Projekt: die Poldi am Leben zu halten, so lange wie möglich, ihr zumindest zu mehr Lebensmut zu verhelfen. Und für Sizilianer ruht die Lebensfreude auf zwei Säulen: gut zu essen und über gutes

Essen zu reden beziehungsweise zu streiten. Mein Onkel Martino zum Beispiel ging jeden Tag in seinen Tempel, dem Fischmarkt von Catania. Nicht wirklich ein heiterer Ort, sondern mehr eine Art Börse, wo Männer angespannt und hochkonzentriert herumlungern, um die Fischstände auf die Qualität des Angebots und den Preis abzuchecken, auf das Bauchstück vom Thunfisch spekulieren oder darauf, dass ein Fischer verspätet noch mit einem Schwertfisch ankommt, wenn alle anderen sich schon eingedeckt haben, und man ihn dann günstiger und noch frischer als frisch bekommt. Das geht über Stunden so, auch kein Spaß. Oder der Onkel ging mit meiner Tante Teresa am Ätna Pilze suchen. Um Brot zu kaufen, fuhr er einmal um den Ätna herum und für Eier in eine Autowerkstatt bei Lentini, wo mutierte Hühner Eier mit zwei Dottern legten. *Granita* aß man nur bei Cipriani in Acireale, *Cannoli alla crema di ricotta* nur von Savia auf der Via Etna in Catania. Als ich einmal die Pasticceria Russo in Santa Venerina für ihr Marzipan lobte, knurrte mein Onkel nur abfällig – und fuhr mit mir umgehend dorthin, um die Sache auf der Stelle zu überprüfen und sich anschließend anerkennend über meine Intelligenz zu äußern. Die Kirschen mussten aus S. Alfio sein, die Pistazien aus Bronte, die Kartoffeln aus Giarre, der wilde Fenchel von einem bestimmten, geheim gehaltenen alten Lavafeld, wo man mit Glück auch handtellergroße Austernpilze fand, wenn die Terranovas nicht schon vorher da gewesen waren. *Arancini di riso* aß man bei Urna in San Giovanni la Punta und Pizza bei Il Tocco unterhalb der *Provinciale* gleich hinter der Esso. Von den Mandarinen schmeckten nur die aus Siracusa und von den Feigen nur die von dem Straßenhändler in San

Gregorio, von wo auch immer die herkamen. Wenn man überhaupt irgendwo außerhalb der eigenen vier Wände Fisch essen konnte, dann nur bei Don Carmelo in Santa Maria la Scala. Dort übrigens bekam man auch die beste *Pasta al nero di seppia*. Das Leben war kompliziert, das Land steckte fest im Würgegriff der Krise und der Korruption, Männer lebten noch immer bis Mitte vierzig oder bis zur Heirat bei ihren Eltern, weil sie keine Arbeit fanden – aber kulinarisch machte man keine Kompromisse. Was der Poldi, sinnenfroh und neugierig, wie sie war, schon immer an Sizilien gefallen hatte. Nur den Weingeschmack meines Onkels fand sie miserabel, denn weder er noch die Tanten tranken gerne. Überhaupt wird in Sizilien wenig getrunken, allerhöchstens ein Schlückchen zum Essen, das war's. Anfänglich ein Problem für die Poldi, bis sie die Weinabteilung im Hipersimply entdeckte und später Gaetano Avola mit seinem Weinberg in Zafferana kennenlernte. Aber ich greife vor.

Poldis Tag begann immer mit einem Prosecco zum Wachwerden. Dann folgte ein Espresso mit Schuss, danach ein tüchtiger Schuss ohne Espresso. Manchmal, wenn die Gezeiten der Schwermut ihr besonders zusetzten, spazierte sie anschließend nach Praiola, einem abgelegenen kleinen Kiesstrand. Ein verwunschener Platz mit klarem Wasser wie aus flüssigem Kobalt, übersät mit Lavabrocken, von Ebbe und Flut zu schwarzen und rostbraunen Dinosauriereiern rund geschliffen. Meist war sie dort ganz allein. Erst im Hochsommer kamen später am Tag die Familien mit ihren Radios, Picknickkörben, Kühltaschen, Schwimmwürsten und Sonnenschirmen und müllten den kleinen Strand zu, bis er im Oktober

einer Deponie glich und von den Winterstürmen dann wieder gereinigt wurde. Dort tauchte meine Tante Poldi manchmal ihre Füße ins klare Wasser, warf ein besonders schönes Dinosaurierei für meinen Onkel Peppe ins Meer, faltete die Hände vor der Brust und sagte: »*Namaste*, Leben.« Und dann noch: »Lecktsmialleamarsch.«

Um elf dann das erste Weißbier, Umberto Tozzi dabei bis zum Anschlag aufgedreht, der *Gloria* schmetterte, dass es selbst die Sirenen an der Meerenge von Messina in den Wahnsinn getrieben hätte.

Wenn meine Cousinen und Cousins zu Besuch waren, grölten wir den Schlager gemeinsam mit, nur statt »Gloria« immer mit »Poldi«. So eine Art Hymne wurde das, kann man sagen.

Seltsamerweise beschwerten sich die Nachbarn nie. Seltsamerweise liebten sie die Poldi vom ersten Tag an, trugen ihr die Einkäufe nach Hause, erledigten kleine Reparaturen im Haus, begleiteten sie zu Behördengängen und luden sie zum Kartenspielen ein. Was für einen Knacks auch immer es im Leben meiner Tante gegeben hatte – in ihrer Nähe fühlte sich jeder wohl. Die Nachbarn nannten sie nur »Donna Poldina«.

Die Nachbarn: links Signora Anzalone mit ihrem Mann, beide auch schon älter. Das Haus zur rechten gehörte einem *Dottore* Branciforti, Steuerberater aus Catania, der aber höchstens an den Wochenenden mit seiner Geliebten kam, beziehungsweise in den Sommermonaten mit der Familie. Am Ende der Straße lebte Elio Busacca, dem der *Tabacchi* an der Ecke gehörte und der meiner Tante schließlich auch Valentino vermittelte.

In den ersten Wochen nach dem Umzug schien für die Poldi noch alles nach Plan zu laufen. Sie hatte sich

mit ihren alten Möbeln, den Bauernschränken, der antiquarischen Waffensammlung ihres Vaters, den afrikanischen Ebenholzgötzen und dem Porzellannippes eingerichtet und prostete nun abwechselnd dem Meer und dem Vulkan zu. Wenn sie sich dem Ätna zuwandte, zündete sie sich aus Respekt vor dem großen Raucher immer eine MS an, eine *Morto sicuro*, wie man in Italien sagt, und trank Brandy dazu.

Die Hitze schien an ihr abzuperlen wie Tau an einem Lotusblatt, obwohl ihr der Schweiß nur so unter der Perücke herabtroff.

Überhaupt die Perücke.

Seit ich denken kann, trug sie die. Ein gewaltiges schwarzes Monstrum, das sich je nach Mode in unterschiedlichen Frisuren über ihrem Kopf zusammenballte wie eine Gewitterwolke. Was sich darunter verbarg, hatte der Familienlegende nach noch nie jemand zu sehen bekommen. Selbst mein Onkel Peppe hatte sich diesbezüglich nur vage geäußert. Allerdings vermute ich, dass es Vito Montana später vergönnt war, einen Blick unter das Allerheiligste zu werfen. Aber auch der bewahrte diesbezüglich diskretes Stillschweigen.

Gleich am ersten Sonntag nach ihrem Einzug lud die Poldi die Tanten, meine Cousinen und Cousins und mich, der sich im Gästezimmer unterm Dach immer noch von der Hinfahrt erholen musste, zu Schweinsbraten, Biersauce, Knödel und Kraut ein. Mittags. Mitte Juli. In Sizilien. Zur Begrüßung gab es einen Martini im Wasserglas, der einen finnischen Seemann ins Koma geschossen hätte. Während die Poldi drinnen noch die Sauce andickte und abwechselnd einen Schluck Bier angoss und den zweiten selber trank, drängten wir uns in dem aufgeheiz-

ten kleinen Innenhof unter der einzigen Markise zusammen wie Pinguine im Sturm. Aber riechen tat es schon mal herrlich. Als die Poldi dann mit diesem Monstrum von Schweinsbraten herauskam, schweißgebadet, den Kopf so rot wie kurz vorm Platzen, bin ich gleich panisch aufgesprungen.

»Komm man bloß in den Schatten, Poldi!«

Aber meine Tante Poldi hat mich – wie so oft – nur voller Mitleid angesehen. »Mei, glaubst du, dass i da nach Sizilien gekommen bin, um im Schatten zu sitzen? Eine Sonne will i haben, eine richtige Sonne, die eine Kraft hat! *Il sole!* Weil, in Italien ist die Sonne ein Kerl, genau wie des Meer und der Vulkan, und für diese drei Kerle bin i schließlich hergekommen! Also jetzt setzt euch endlich, i hol die Knödl.«

Und er war wirklich ein Gedicht, dieser Schweinsbraten, *la fine del mondo*, selbst bei vierzig Grad. Meine Cousins, die naturgemäß eine gewisse Skepsis gegenüber deutschem Essen an den Tag legen, haben zwar erst gezögert, aber nach den ersten höflichen Bissen auch reingehauen wie die Bierkutscher. Nur das Blaukraut rührten sie wie immer nicht an. Von der Hitze hat sich jedenfalls niemand einschüchtern lassen.

»Sag einmal, wie kommst denn du eigentlich zurück nach Deutschland?«, fragte mich meine Tante Poldi unvermittelt.

Ich zuckte mit den Schultern. »Kann mir ja demnächst mal einen Flug buchen.«

Die Poldi schüttelte den Kopf, als habe ich etwas sehr Dummes gesagt.

»G'fällt's dir nicht da oben im Gästezimmer?«

»Äh, doch klar.«

»Schreibst?«

»Geht so.«

»Kann man vielleicht mal was lesen?«

Genau die Frage, die ich hasste.

»Weißt du, Poldi, im Augenblick eher nicht, ist alles noch mehr so im Fluss. Work in progress.«

Leichtsinnigerweise hatte ich ihr auf der Fahrt von meinem ähnlich selbstzerstörerischen Projekt erzählt – eine große, epische deutsch-sizilianische Familiensaga über drei Generationen zu schreiben. So einen richtig fetten Roman, prall, saftig, brillant erzählt, voller Wendungen, geistreichen Bildern, schrägen Typen, stoppelbärtigen Schurken, ätherischen Schönheiten, viel Haut, Verwicklungen der Liebe, Schelmenstücken, glühenden Tagen und samtigen Nächten, berstend von historischen Parallelsträngen. Der ganz große Wurf eben, mein Ticket zum Welterfolg. Blöd nur, dass ich kein Stück vorankam. Totale Blockade, der reine Krampf, Sisyphos schon auf den ersten Metern. All das hatte ich meiner Tante Poldi schon zwischen Brenner und Messina gestanden, und sie hatte nur genickt, denn vom Scheitern verstand sie was.

»Mei, i hab nur gerade 'dacht, wenn's dir da oben g'fällt, dann kannst ja bleiben. Respektive öfter kommen, ich meine, regelmäßig. Zum Schreiben und Recherchieren. Und deinem Italienisch tät's auch gut tun.«

Ich stöhnte. »Ja, danke, noch mehr Druck.«

Aber aus irgendeinem Grund ließ meine Tante Poldi nicht locker. »I versteh gar nicht, was du willst! Da oben hast du dein eigenes Bad und deine Ruhe. Kannst kommen und gehen, wie es dir passt, und falls sich amoremäßig was ergibt, kannst du sie jederzeit mitbringen.«

Auch das noch. Aber klar, dass meine Tanten natürlich sofort begeistert auf den Zug aufsprangen, denn damit hätten sie jemand aus der Familie vor Ort, der ein Auge auf die Poldi haben konnte. Und als mich Tante Teresa am nächsten Sonntag zum Mittagessen einbestellte, wusste ich, dass jeder Widerstand zwecklos war. Immerhin, dachte ich, kannst du beim Scheitern aufs Meer schauen, ist doch was. Und so flog ich auf Kosten der Tanten einmal im Monat aus Deutschland ein, wohnte in der Via Baronessa 29 unterm Dach, haderte tagsüber mit meiner Mittelmäßigkeit und hörte mir abends, wenn meine Tante Poldi angeschickert genug war, staunend den Stand ihrer Ermittlungen im Mordfall Valentino an.

2. Kapitel



Erzählt von Valentino, einem sehr privaten Fotoprojekt der Poldi, vom Nachmittag in Torre Archirafi und der traurigen Signora Cocuzza. Die Poldi macht sich Sorgen und wird um ein Haar von Palmen erschlagen. In Acireale lässt sie etwas mitgehen und entdeckt kurz darauf ein kleines, aber schwer bewachtes Paradies, dem ein Löwe abhanden gekommen ist.

Valentino war ein stiller, schwächlicher Junge von knapp zwanzig Jahren. Einer jener sizilianischen Typen, in denen das arabisch-normannische Erbe Siziliens durchbricht. Schwarze Locken, Oliventeint, breite Nase, breiter Mund, blaue Augen.

»Ein schöner Bursche«, fand die Poldi. »Genau so ein Spuchti wie der Peppe früher. Könnt man glatt schwach werden, nachhert.«

Denn ob man es glaubt oder nicht – trotz ihrer sechzig und der Fülle war die Poldi immer noch schwer angesagt, jedenfalls den Blicken der Männer im Ort nach zu urteilen. Die Poldi war seit jeher ein Feger gewesen, kein Kind von Traurigkeit und den Männern an sich, zumal in einer feschen Polizeiuniform, herzlich zugetan. Das wurde mir klar, als sie mir einmal die Fotoalben mit ihrer Polizisten-

kollektion zeigte. Die Poldi hatte nämlich ein Hobby: gut aussehende Verkehrspolizisten aus aller Welt zu fotografieren. Und da sie viel herumgekommen war, hatte sie in den vergangenen dreißig Jahren fünf dicke Alben mit uniformierter, dampfgebügelter Männlichkeit angefüllt, von Alaska bis Australien, von Belgrad bis Buenos Aires. Alle Fotos ordentlich datiert und viele mit Namen, wenn die Poldi die Ordnungshüter näher kennengelernt hatte. Da posierten tätowierte Maori in blütenweißen Shorts, schwang ein schnurbärtiger Sikh in makellosem Khaki seine Rute, fletschten berittene New Yorker Cops mit verspiegelten Brillen die Zähne. Eine stolze Parade der Zackigkeit, der Bügelfalten und Schnauzbärte. Kanadische Mounties in flammend roter Paradeuniform, schmalhüftige rotwangige Schotten in Schwarz-Weiß, kurzbeinige Bolivianer ganz in Oliv und mit feschem Baret, wehmütige sibirische Jungs mit Fellmützen – meine Tante Poldi hatte sie alle gehabt. Am liebsten aber fotografierte meine Tante *Vigili urbani*. Italienische Verkehrspolizisten mit ihren weißen Handschuhen und manchmal auch den weißen Tropenhelmen machten bestimmt die Hälfte der Aufnahmen aus.

»Die schönsten, musst wissen, gibt's in Rom. Mit weitem Abstand. Kein Vergleich, absolut unerreichbar. Eine Grazie wie der Nurejew ein jeder. Da sitzt jede Handbewegung und die Uniform eh. Und musst nicht glauben, dass einer von denen jemals lächeln würde, so weit kommt's noch. G'lächelt wird erst nach Dienstschluss, i weiß, wovon i red. Aber hier, schau, vorgestern in Taormina, da hab i auch schon ein Prachtexemplar g'sichtet.«

Immer mittwochs besuchte die Tante in Taormina nämlich die Sprachschule von Michele, einem Freund

meines Cousins Ciro. Der Mittwoch war daher der einzige Tag, an dem sie nüchtern blieb. Zwar sprach die Poldi ein ganz ordentliches Italienisch für den Alltagsgebrauch, aber das reichte ihr nicht.

»Wozu der Stress?«, fragte ich sie einmal. »Wenn man sich eh totsaufen will.«

Ungeschickt, ganz ungeschickt, den Verdacht meiner Tanten so unverblümt auszusprechen.

»Ja, was ist jetzt des für eine bescheuerte Frage?«, blaffte sie mich an. »So lange du kein *Passato remoto* hinkriegst, Bürscherl, brauchst gar nicht so oberchlau daherreden. Hast mi?«

Jedenfalls hatte die Poldi in Taormina einen besonders feschen *Vigile* fotografiert, den sie bei nächster Gelegenheit näher kennenlernen wollte. Er wirkte nicht mehr ganz so taufrisch mit seinem liebevoll gestutzten grauen Vollbart und seiner kleinen Wampe, trug seine makellose Uniform jedoch mit der beneidenswerten Arroganz eines gut aussehenden Volltrottels, dem Mama immer noch die Hemden bügelte.

Aber zurück zu Valentino. Der war kein Volltrottel, obwohl er selbstverständlich auch noch bei seinen Eltern lebte. Aber nun hatte er ja auch weder einen Ausbildungsplatz noch einen geregelten Job gefunden. Dabei war Valentino wirklich kein dummer Junge, wie die Poldi rasch merkte. Wie viele junge Sizilianer schlug er sich mit Gelegenheitsjobs durch und trug sich mit dem Gedanken, nach Deutschland auszuwandern. Für Jahrzehnte zu emigrieren ist für Sizilianer ein Klacks. Koffer packen, *bacio, addio* – und los. Leichter jedenfalls, als ein Kurztrip mit dem Billigflieger zum deutschen Cousin. Persönliche Anmerkung meinerseits.